



EUER ERNST BLOCH, dieser atheistische Utopist und Diakon der Hoffnung, hat mich einen «unidentischen» Mann genannt. Jawohl, ich würde mich schämen, wenn ich als ein sündiger Mensch meiner Identität jederzeit sicher gewesen wäre. O nein! Auch bestreite ich nicht, daß ich im Dünkel meiner Schriftgelehrsamkeit es oft an Liebe und Verständnis für die «armen Lastträger der menschlichen Gesellschaft» fehlen ließ und als den unmündigen «Herrn Omnes» die Masse der Proletarier abtat, die einfach keine Zeit für die Bibel, keine Zeit für ihre Seele besaßen.

So schwer es mir auch noch heute fällt, muß ich doch zugeben, daß ich dem Müntzer die Sympathie der kleinen bedürftigen Leute mißgönnte. Und wenn ich denn wirklich der Martin Luther bin, welcher weiß, daß Gott, wie ein spanisches Sprichwort sehr richtig sagt, oft auf krummen Zeilen gerade schreibt, was auch von meinen eigenen Schriften gelten mag, so möchte ich euch allen Ernstes raten und bitten: nehmt endlich den Thomas Müntzer, weil es ihn nach Gerechtigkeit dürstete, in eure Herzen und gelegentlich auch in eure Predigten auf.

Ferner möchte ich euch, meine lieben Protestanten und nebenbei auch meine lieben katholischen Christen, dringend ersuchen, sorgfältig zu erwägen und abzuwägen, wieviel ihr der Ordnung und wieviel ihr der Gerechtigkeit schuldig seid. Beim Gang durch unsere gemeinsame deutsche Geschichte bemerke ich, daß man die Ordnung und die Gerechtigkeit zuweilen verhängnisvoll miteinander verwechselt hat ... Denkt, bitt ich euch, darüber nach: hätte es dem Geiste der Reformation nicht mehr entsprochen, wenn ihr revoltiert, wenn ihr gemeutert hättet, wo ihr als gehorsame und disziplinierte Befehlsempfänger der Ordnung einer teuflischen Regierung dientet? (...)

Gott sogar bei den Gottlosen

Also in summa: wenn ihr dem Luther bei seinem Jubiläum Ehre erweisen wollt, so trachtet vernünftig und mutig über den Luther, falls er irgendwann nur ein Lutheraner gewesen sein sollte, hinaus. Von ganzem Herzen bitte ich euch, sorgt dafür, daß die Institution nicht der Intuition den Garaus macht. Und ich sage das nicht nur um unserer Kirche willen, die doch niemals ein absoluter Selbstzweck sein darf, sondern als ein Instrument geschaffen ist, dessen Gott sich zur Verwandlung, zur Erneuerung der Welt bedient. So habe ich mich denn auch in meinen guten Jahren wie unseres Herrgotts Quecksilber gefühlt, und hoffe, mehr Ketzer als Kleriker, mehr Rebell als Untertan, mehr ein verzweifelter als ein allzu sicherer Christ gewesen zu sein.

Dieser, der Ketzer, der Rebell, der verzweifelte Christ könnte euch vielleicht ermutigen, wo auch immer ihr als freie Christenmenschen insgesamt um der Gerechtigkeit und des Friedens willen aufgerufen seid, zu protestieren und zu demonstrieren gegen die verblendeten Machthaber der Welt. Die wollen Gottes Schöpfung, das Erdreich, lieber atomar zu Grunde gehen lassen, bevor es, wie sie meinen, in die Hände ihrer Feinde fällt, anstatt ohne Angst darauf zu vertrauen, daß Gott auch in ihren Feinden mächtig sein kann. Ergo, wer sich nicht darauf verlassen mag, daß Gott sich sogar bei den Gottlosen verborgen hält, dessen Glaube, meine Brüder und Schwestern, ist wahrlich keinen Pfifferling wert, und wenn er sich noch so sehr seines Christentums rühmt. (...) Gegen jede Konvention und ohne alle Schriftgelehrsamkeit habe ich euch solches gesagt allein aus dem Vertrauen auf meinen Herrn Jesus Christus, der uns zum Friedensdienst, zur Rebellion für den Frieden angestiftet hat. Es ist hoch an der Zeit, es ist bleierne Zeit. Nehmt's euch zu Herzen!

Dr. M. L. (übermittelt von *Heinz Flügel*)

Von den 11 Essays H. Flügels in: *Bekanntnis zum Exodus* (Kaiser Traktate, 73. München 1983. 113 S.) ist «Ein Grußwort Dr. Martin Luthers» (unsere Ausschnitte: 108/110) das letzte. In ähnlicher literarischer Fiktion vgl. den Brief an Tschchow im *Jenseits* und den eines Schauspielers zu Kleists «Amphytrion». Dem Autor geht es um einen Glauben der «fortgesetzten Grenzüberschreitungen». L. K.

WELTBEDROHUNG

Das Schicksal der Erde: *Jonathan Schells* Studie über Gefahr und Folgen eines Atomkriegs - Fünf Jahre Recherchen in einschlägigen Fachwissenschaften - Diagnose einer kollektiven Verdrängung - Szenario des schlimmsten Falls - Die Ethik vor dem Unterschied zwischen Möglichkeit und Gewißheit einer Auslöschung der Menschheit - Für sie gibt es keine Rechtfertigung, aber sie zu verhindern, legitimiert nicht jede Handlung - Abschreckung, Weg aus der Gefahr? - Vor der Wahl, entweder als strategische oder als moralische Idioten zu erscheinen - Fundamentaler Widerspruch: Man bereitet die Vernichtung um ihrer Verhinderung willen vor - Konsequenzen für eine politische Weltordnung.

Thomas Hoppe, Hamburg

MEDIEN

Fernsehen und Information: Neue Kommunikationstechnologie und damit ein Mehr an Programmalternativen - Neben bisher diskutierten machtpolitischen und wirtschaftlichen Formen vermehrt die Medien- und Fernsehwirkungen bedenken - Neue wissenschaftliche Erkenntnisse - Der Vielseher und sein verzerrtes Bild der Wirklichkeit - «Politisch» informiert durch die Kürzel der Politik-Oberfläche: Flughafenankünfte usw. - Reizflut und Ablaufzwang - Vorsicht vor Fehlschlüssen.

Georg Betz, Eichstätt

LYRIK

«**Wie im Tode das Leben beginnt**» (2): *Hilde Domin*: Hand in Hand mit der Sprache - Gegen die Angst vor dem Mitmenschen - Rettender Augenblick in der Tag- und Nachtgleiche - *Rose Ausländer*: Eine Überlebende aus Czernowitz - Skeptische Distanz zur eigenen jüdischen Tradition - Gefährdete Schöpfung - Mitleiden und Mitfeiern als Inhalte der Solidarität.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri/BE

PHILOSOPHIE

Differenzierungen im Personalismus: Standorte und Standpunkte in der Jubiläumsausgabe der Zeitschrift *Esprit* - Personalismus, ein offenes Programm - Jacques Le Goff stellt Geistigkeit und politisches Bewußtsein Mouniers dar - Die subkutanen Wirkungen von Paul-Ludwig Landsberg (1901-1944) - Untrennbarkeit ästhetischer und politischer Reflexion - Personalismus im nachstrukturalistischen Zeitalter: Positionsbestimmung durch *Paul Ricœur* - Wahrnehmung der Krise - Im Engagement erkenne ich - Keine strikte Verbindlichkeit stets identischer Wertordnungen - Folgerungen für Ethik und Religionsphilosophie.

Beat Schmid, Zollikon

«Das Schicksal der Erde»

In die Diskussion um Gefahren und Risiken der weltweiten Rüstung ist Bewegung gekommen. Ein Anlaß für das Engagement vieler, vor allem junger Menschen in der Friedensbewegung, deren Wirkungskreis sich über die Grenzen Westeuropas hinaus erstreckt, war ohne Zweifel der Doppelbeschluß der NATO vom 12. Dezember 1979.¹ Gegen diesen Beschluß waren bereits vorher schwere Bedenken erhoben worden², und die Debatte dauert an.³ Indes steht für weite Teile der an der gegenwärtigen Friedensdiskussion Beteiligten keineswegs nur die politische oder militärstrategische Tauglichkeit dieser geplanten Einzelmaßnahme in Frage. Vielmehr bezweifeln sie grundsätzlich, daß – besonders für Christen – das Risiko einer atomaren Auseinandersetzung verantwortbar sein könnte, das jeder auf Kernwaffen abgestützten Abschreckungsstrategie innewohnt.

Gefahr und Folgen eines Atomkriegs sind das Thema in *Jonathan Schells* Studie «*Das Schicksal der Erde*»⁴, die nach ihrem Erscheinen zunächst in den USA und kurz darauf auch in Europa zu einem Bestseller geworden ist. Der Autor – Harvard-Absolvent und zurzeit Journalist für den «New Yorker» – hat dafür aber fünf Jahre recherchiert. Er versteht seine Studie als einen Versuch, dasjenige Bewußtsein über die mögliche Katastrophe in den Köpfen seiner Leser zu wecken, ohne welches, wie er überzeugt ist, eine ernsthafte Suche nach politischen Kriegsvermeidungsstrategien nicht stattfinden wird. Dabei ist ihm bewußt, daß «zuverlässige Prognosen über ein Ereignis, für das es keinen Präzedenzfall gibt, schwierig sind» (12). Hinzu komme, daß ein atomarer Holocaust die Vorstellungskraft eines Menschen überfordere. Üblicherweise reagiere man auf eine solche Überforderung, indem man die drohende Gefahr verdränge. Doch die kollektive Verdrängung «der gewichtigen Realität unserer Zeit» stelle «eine Art Krankheit» dar: «Eine Gesellschaft, die sich systematisch weigert, zu erkennen, daß ihr physisches Überleben unmittelbar in Frage steht, und die keinen Schritt zu ihrer Rettung unternimmt, kann nicht als psychisch gesund bezeichnet werden» (14). Gerade deswegen sei es notwendig, Verständnis für jeden aufzubringen, der sich zunächst weigere, sich mit der Vorstellung eines atomaren Kriegs konfrontieren zu lassen.

Schell behandelt sein Thema unter drei Aspekten: in einem ersten Kapitel diskutiert er die unmittelbaren Auswirkungen eines Atomkriegs auf die Betroffenen, um dann im Hauptteil seines Buches über die globalen Folgen atomarer Kriegführung und damit über ihre Bedeutung für das Schicksal der Menschheit in ihrer Gesamtheit zu reflektieren. Das abschließende dritte Kapitel fragt nach Wegen aus der Gefahr, und in diesem Zusammenhang setzt Schell sich eingehend mit der gegenwärtigen Abschreckungsdoktrin auseinander.

Szenario des schlimmsten Falls

Konsultationen verschiedener Fachwissenschaftler ermöglichen es dem Autor, zur Wirkungsweise einer Nuklearwaffe und zu deren sogenannten Primär- und Sekundäreffekten auf lokaler und globaler Ebene detaillierte Ausführungen zu machen. Schon daraus wird deutlich: statt lediglich Einzelbetrachtungen hinsichtlich eines nur punktuellen, vom strategischen Kontext isolierten Atomwaffeneinsatzes anzustellen, ist

¹ Vgl. den Text des Kommuniqués der Sondersitzung der Außen- und Verteidigungsminister der NATO vom 12. 12. 1979 in Brüssel, in: Aspekte der Friedenspolitik, hrsg. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn, Juni 1981, 74–76.

² Vgl. C. F. von Weizsäcker, Gefahren der Rüstung in den achtziger Jahren. Europa und das Raketengleichgewicht, in: Die Zeit Nr. 47/16. 11. 1979; ebenfalls veröffentlicht in: ders., Der bedrohte Friede, München 1981, 498–512.

³ Vgl. z. B. W. Schilling, Zum NATO-Doppelbeschluß: Stationierung der neuen Waffen auf See?, in: Wehrwissenschaftliche Rundschau 31 (1982) H. 5, 141–144.

⁴ Das Schicksal der Erde. Gefahr und Folgen eines Atomkriegs, Piper-Verlag, München 1982.

es für das in Rede stehende Problem in der Regel erforderlich, unmittelbare und mittelbare Folgen atomarer Kriegführung in Rechnung zu stellen. Da die unterschiedlichen Wirkungskomponenten in komplizierten Wechselbeziehungen miteinander stehen, kann man diesen Prozeß nur in grober Näherung zu bestimmen suchen. Die Auswirkungen einer atomaren Auseinandersetzung wären vor allem abhängig vom jeweils gewählten Szenario; «ausmalen lassen sich atomare Angriffe jeglicher Art und Größenordnung» (39). Schell fragt, ob man bei den Entscheidungsträgern, die unter einem starken psychischen Druck stehen würden, irrationale Handlungsweisen einfachhin ausschließen könne: «In Ermangelung jedweder Erfahrung hinsichtlich der Art von Entscheidungen, zu denen Menschen unter dem Eindruck eines globalen Atomangriffs neigen, wissen wir einfach nicht, was sie tun würden» (40).

Bereits der Ausbruch atomarer Feindseligkeiten setze ja «den Abbau von Hemmungen» voraus, «die gewöhnlich von Vernunft und Humanität auferlegt werden» (41). All dies spreche gegen die Theorie von der Begrenzbarkeit eines Atomkrieges. Schell baut sein Szenario eines atomaren Angriffs auf die USA auf zwei Grundannahmen auf, die er als denkbare Fälle, nicht als Vorhersagen verstanden wissen möchte: «Die erste Annahme besagt, daß die meisten der strategischen Waffen der Sowjetunion bei dem Angriff verwendet würden, und die zweite, daß der Angriff den militärischen Einrichtungen, der Industrie und den Bevölkerungszentren der Vereinigten Staaten gelten würde» (42).

Sein Denkmodell ist also ein «*worst-case-Szenario*»; es dient dem Autor dazu, «das ganze Ausmaß der Gefahr deutlich (zu) machen» (42). Freilich besteht ein erheblicher Unterschied zwischen der näherungsweise Darstellung von Kernwaffenexplosionen in wissenschaftlicher Terminologie und der Schilderung ihrer Wirkungen durch Betroffene. Deswegen stellt Schell seiner Beschreibung einer 1-Mt-Atomexplosion über New York Erfahrungsberichte von Augenzeugen aus Hiroshima voran. Ihre Lektüre ist der beste Schutz dagegen, Verniedlichungs- und Verharmlosungsstrategien hinsichtlich des Einsatzes atomarer Waffen zum Opfer zu fallen. Aber auch an Tokio oder Dresden mag man sich erinnern, wenn Schell berichtet:

«Als das Feuer in den Ruinen aufloderte, waren viele Menschen, die inzwischen verletzte Familienangehörige und Freunde gefunden hatten, dazu gezwungen, sie in den Flammen zurückzulassen oder selbst in der Feuersbrunst umzukommen. Für die Menschen, die Kinder, Ehemänner, Frauen, Freunde oder Fremde dem Feuertod überließen, war dies häufig das Grauensvollste von allem» (50).

Zu Recht weist der Autor darauf hin, daß ein Angriff gegen Industriezentren von einem Angriff gegen Bevölkerungszentren kaum zu unterscheiden sein würde. Wären Kernkraftwerke mitgetroffen und käme es zu einer Freisetzung der radioaktiven Spaltprodukte, so würde sich der Schaden vervielfachen – riesige Gebiete würden auf lange Zeit verseucht.⁵ Die zunächst unversehrten Überlebenden eines Kernwaffenschlags stünden alsbald vor dem Problem, daß die Wirtschaft des Landes ihre Funktionsfähigkeit eingebüßt hätte. Seuchen würden ihre Opfer fordern, und es wäre nur eine Frage der Zeit, bis die Verbleibenden mit einem enormen Anstieg genetisch bedingter Mißbildungen in der nächsten Generation konfrontiert wären. Hinzu kämen die globalen Aus- und Nachwirkungen des nuklearen Angriffs: Klima- und Umweltveränderungen unbekannter Größenordnung. Es bestünde die Möglichkeit, daß das komplizierte Ökosystem der Erde zusammenbricht, mithin das Risiko, daß sich die Menschheit selbst vernichtet. Schell:

«Schon das bloße Risiko der Selbstvernichtung ... ist unermeßlich größer als jedes andere Risiko ... Das Risiko mag zwar minimal sein, doch

⁵ Vgl. zu diesem Fragenkomplex C. F. von Weizsäcker, Kernenergie, in: ders., Deutlichkeit. Beiträge zu politischen und religiösen Gegenwartsfragen, München 1978, 43–72, hier bes. 64–66; ferner Ph. Sonntag, Verhinderung und Linderung atomarer Katastrophen, Bonn 1981, 91–100, wo auch mögliche Schutzvorkehrungen erörtert werden.

der Einsatz ist für den Menschen unendlich hoch ... Obwohl also aus wissenschaftlicher Sicht ein riesiger Unterschied besteht zwischen der bloßen Möglichkeit, daß ein Holocaust das Ende der Menschheit bedeuten würde, und der Gewißheit, daß dies der Fall wäre, gibt es moralisch keinen solchen Unterschied» (113).

Ethische Dimensionen eines Nuklearkriegs

Welche Konsequenzen wären daraus zu ziehen? Dieses Problem verfolgt der Autor im Hauptteil seiner Studie weiter. Eingangs fragt er danach, wem die Hauptverantwortung für die heutige Bedrohungssituation der Menschheit durch Massenvernichtungsmittel zuzuweisen ist. Zweifelloso seien «der Ursprung des atomaren Dilemmas die wissenschaftlichen Erkenntnisse und nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse» (118); doch trügen nicht die Wissenschaftler, die gewöhnlich gar nicht wüßten, welche gesellschaftlichen Konsequenzen ihre Entdeckungen haben könnten, das Schwergewicht der moralischen Verantwortung. Gesellschaftliche, politische Interessen kämen genau dann ins Spiel, «wenn die Vertreter der reinen Wissenschaft, die die Erkenntnis um der Erkenntnis willen suchen, ihre Entdeckungen der angewandten Wissenschaft überlassen» (123). Diese Gefahr einzudämmen, dürfte nach Meinung des Autors nicht dadurch gelingen, daß man sich um die Geheimhaltung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse bemüht; er kann dabei auf das historische Scheitern solcher Versuche nach der Entdeckung der Kernspaltung verweisen. «Ähnlich nutzlos wäre das Bemühen, ... das atomare Dilemma durch bloße Abrüstung ohne flankierende politische Maßnahmen zu lösen» (126). Nachdem das Wissen um die Möglichkeit der Massenvernichtung einmal da ist, müssen wir damit leben; eine Gefährdung solcher Dimension bedarf, soll sie überwunden werden, einer politischen Lösung «von weltweiter Geltung» (127). Damit ist eher kurzfristigen Steuerungsversuchen, wie z. B. Rüstungskontrollverhandlungen, die Legitimation nicht entzogen:

«Wenn das Leben eines Patienten in Gefahr ist – so wie jetzt das der ganzen Menschheit –, ist dem Kranken nicht damit gedient, wenn sich Krankenschwester und Arzt streiten, weil sie ihm Aspirin geben will, um das Fieber zu senken, und er einen chirurgischen Eingriff vornehmen will, der dem Patienten das Leben retten kann. Eine Diskussion ist nur dann erforderlich, wenn die Krankenschwester behauptet, Aspirin allein genüge auch» (127).

Schell kommt nun auf die Fragestellung zurück, mit der er das erste Kapitel seines Buches beschloß: die Möglichkeit, die gesamte Menschheit von der Erde zu vertilgen, ist auch von höchster *ethischer* Relevanz. Er sieht hier die Notwendigkeit, einzelne «Werte des menschlichen Lebens abzuwägen gegen den Wert, den das Leben in seiner Gesamtheit repräsentiert» (143). Schwierig wird es für ihn, wo er nach Kriterien sucht, um diese Abwägung vornehmen zu können. Schließlich seien die Maßstäbe, anhand deren wir Wertungen aussprechen oder Wertkonkurrenzen zu lösen versuchten, an die Existenz urteilender menschlicher Subjekte rückgebunden. Von dieser Überlegung her korrigiert Schell seine Fragestellung: strenggenommen stehe nicht eine *Abwägung* zwischen dem Wert des Lebens in seiner Gesamtheit und bestimmten Einzelwerten zur Debatte, sondern man müsse fragen, inwieweit diese Werte in einem *Fundierungsverhältnis* zueinander stünden, so daß u. U. der eine nur hervorgebracht werden kann, wenn zuvor der andere realisiert wurde. Daraus aber ergibt sich dann, «daß der Untergang keinem menschlichen Zweck dienen kann, sondern das Ende aller menschlichen Zwecke wäre, die jenseits menschlichen Lebens keine Erfüllung finden können» (150). Schell betont, «daß es keine Rechtfertigung für die Vernichtung der menschlichen Art geben kann und deshalb auch keine Rechtfertigung für irgendeinen Staat, der die Welt in einen atomaren Konflikt stürzt, der, einmal begonnen, unversehens zum globalen Holocaust und zur totalen Vernichtung führen könnte. Daraus folgt jedoch nicht, daß jede Handlung erlaubt ist, solange sie der Verhinderung atomarer Vernichtung dient» (149). Vorstellbar wäre es nämlich, daß Regierungen nach der Devise

«Der Zweck heiligt jedes Mittel» versuchen, vorgeblich im Namen der Rettung der Menschheit vor ihrer Selbstvernichtung jede innenpolitische Veränderung mit den Methoden einer totalen Diktatur zu unterdrücken – da andernfalls diejenige Stabilität des Status quo ins Wanken gerate, die die Voraussetzung für Kriegsverhütung sei. Bereits heute, so Schell, verfare man in solcher Weise:

«In der Sowjetunion, einem totalitären Staat, haben die Behörden noch unlängst ihre üblichen Beschuldigungen gegen Regimekritiker durch Bezeichnungen wie «Entspannungssaboteure» ergänzt ... Bemerkenswert ist auch, daß sich die Nixon-Regierung verdächtig zurückhielt, was die Verstöße gegen die Menschenrechte in der Sowjetunion anbelangte. Bedauerlicherweise scheint die Sache des Friedens ebenso leicht als Rechtfertigung für Unterdrückung erhalten zu können wie der Krieg» (155f.).⁶

Dabei sind Menschenrechtsverletzungen keineswegs auf den kommunistischen Machtbereich eingeschränkt: «In den meisten Ländern gilt die «nationale Sicherheit» als hinreichender Rechtfertigungsgrund für den Mißbrauch jeglichen Rechts ...» (155).

Welche Handlungsweisen in totalitären Systemen gerade in diesem Jahrhundert möglich werden, beschreibt der Autor, indem er auf die Verbrechen der Nationalsozialisten ebenso wie auf die unter dem Stalinismus eingeht. Weniger deutlich wird dabei jedoch, daß auch die Gefahr gewaltsamen Ideologieexports mit allen diesen möglichen Folgen schon in einer Analyse der heutigen politischen Situation mitzubedenken ist. Nur so würde ein beträchtlicher Teil heute vorhandener Bedrohtheitsvorstellungen verständlich.

Abschreckung – Weg aus der Gefahr?

Schells Frageansatz führt ihn weiter von der Diskussion der ethischen Problematik atomarer Kriegführung zur Auseinandersetzung mit den heute angewandten Mitteln zu ihrer Verhinderung, mithin zur Analyse der Abschreckungstheorie⁷. Dabei beschreibt er zunächst die politischen Rahmenbedingungen, auf deren Hintergrund gegenseitige Abschreckung erst möglich wird. Er konstatiert, daß das System souveräner Mächte auch im atomaren Zeitalter fortbesteht, und daß nur in einem solchen System u. U. Krieg als Mittel der Politik angesehen werden könne. Die Einführung der Kernwaffen habe jedoch den Krieg als Mittel zur Durchsetzung politischer Interessen zunehmend untauglich werden lassen. Dies gelte nicht nur für atomare Kriege, sondern auch für konventionelle, soweit die Gefahr einer Eskalation in den atomaren Bereich nicht eliminiert werden könne. Damit stelle sich folgende grundlegende Alternative: entweder finde man sich weltweit dazu bereit, vom Prinzip der Souveränität angesichts seiner Undurchsetzbarkeit mittels Krieg abzugehen, oder man versuche, «das Souveränitätsprinzip den Kernwaffen anzupassen» (219). Die historische Entscheidung sei für die letztere Option gefallen, ihr Resultat die Theorie von der atomaren Abschreckung.

Bevor Schell diese Theorie auf ihre logische Konsistenz prüft, fragt er nach den charakteristischen Merkmalen strategischer Planung im Dienste der Doktrin. Strategisches Denken in Kategorien atomarer Abschreckung sei nur um den Preis überhaupt

⁶ Die Frage, wie sich ein politisch wirksamer Einsatz für die Einhaltung der Menschenrechte in anderen Ländern und eine Politik des Abbaus krisen-trächtiger Konflikte in den internationalen Beziehungen miteinander verbinden lassen, untersucht auch *Carola Stern* in ihrem jüngst erschienenen Buch «Strategien für die Menschenrechte» (Fischer-Tb. 3831, Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt/M. 1983).

⁷ Mit den ethischen Problemen, die sich in bezug auf die Abschreckungsdoktrin stellen, beschäftigt sich – neben dem augenblicklich stark diskutierten Entwurf für einen Hirtenbrief der US-Bischöfe – kirchlicherseits auch das folgende, jüngst erschienene Dokument: P. Abert/N. Koshy (Hrsg.), *Before It's Too Late. The Challenge of Nuclear Disarmament*, Geneva: World Council of Churches 1983. Es handelt sich um den offiziellen Abschlußbericht über das vom Weltkirchenrat im November 1981 in Amsterdam veranstaltete «Public Hearing on Nuclear Weapons and Disarmament», über das die «Orientierung» in Nr. 1/1982 berichtete.

möglich, daß man alle menschlichen und moralischen Skrupel bewußt ablege. Schell zitiert einen «strategischen Denker», der gesagt habe, «man müsse über einen «eisernen Willen» verfügen, um im Ernstfall den Atomtod von Millionen von Menschen anzuordnen» (220), und zieht die Konsequenz: «Alles, was strategisch einen Sinn ergibt, wird zum moralischen Unsinn und umgekehrt. Wir haben die Wahl, entweder als strategische oder als moralische Idioten zu erscheinen» (220).

Dessen ungeachtet sei es möglich, die Theorie gegenseitiger Abschreckung auf ihre Stimmigkeit hin zu hinterfragen. Sie fußt auf der Annahme, ein Potential unzerstörbarer strategischer Kernwaffen auf beiden Seiten, das jederzeit in einem Vergeltungsschlag für einen Erstschlag des je anderen eingesetzt werden könne, werde eben diesen Erstschlag zuverlässig verhindern. Daraus ergibt sich aber, daß keine Seite den Ersteinsatz ihres Potentials rational androhen kann. Gleichwohl halte faktisch jede Seite sich die *Drohung* mit diesem Einsatz zur Durchsetzung nationaler Interessen offen. «Die Strategen gefallen sich darin, den Zusammenprall zweier gegensätzlicher Zielsetzungen in einer Doktrin als Paradoxon zu bezeichnen, tatsächlich aber handelt es sich um einen Widerspruch» (223).

Einen weiteren Fehler der Doktrin sieht Schell in der Tatsache, daß ein rationales Motiv für einen Vergeltungsschlag nicht angegeben werden könne, wenn die Abschreckung versagt habe und der erste Schlag erfolgt sei. Man drohe mit Vergeltung ausschließlich zum Zweck der Abschreckung eines Erstschlags, weil es in einem atomaren Schlagabtausch keine Aussicht auf Sieg gebe, sondern nur die Aussicht auf gemeinsamen Untergang. Diese Schwäche der Doktrin ließe sich durch ein glaubhaftes Vergeltungsmotiv beheben, z. B. dadurch, daß man in einem eventuellen atomaren Konflikt Siegoptionen zu erlangen sucht. Dies bringe jedoch die genannte Grundannahme der Abschreckungstheorie ins Wanken und bedeute einen Rückfall ins klassische militärische Denken; «diese «Lösung» ist deshalb schlimmer als der Fehler, den sie beheben will» (230). Dennoch bleibt es auch für Schell unmöglich, die Prämisse zu hintergehen: «Letzten Endes kann keine Drohung glaubhaft sein, ohne daß auch der Einsatz glaubhaft ist» (230). So wird für ihn verständlich, warum sich Strategieplanung damit abmüht, trotz eines fehlenden rationalen Motivs für den zweiten Schlag die Vergeltungsdrohung glaubwürdig zu machen: sei es dadurch, daß sie vorgibt, im Ernstfall werde auf der eigenen Seite Unvernunft zum Handlungsprinzip geraten (H. Kahn) – sei es dadurch, daß sie beteuert, dann würden die weichenstellenden Entscheidungen vom Zufall abhängen (Th. Schelling). Dagegen vermutet Schell, zwei elementarere Überlegungen seien dafür ausschlaggebend, daß die Theorie der Abschreckung trotz der ihr immanenten Widersprüchlichkeit noch nicht aufgegeben wurde: zum einen könne schlicht der Wunsch nach Rache zum Vergeltungsmotiv werden; zum anderen bedürfe es gar nicht kunstvoll erdachter theoretischer Konstruktionen, um Unbeherrschbarkeit der Situation zu signalisieren, denn «eine Welt, in der ein Holocaust tobt, ist von ganz alleine unvernünftig und außer Kontrolle» (234).

Der Autor beendet seine Analyse mit dem Fazit: «Die Widersprüchlichkeiten, die die Doktrin der atomaren Abschreckung beherrschen ..., folgen alle aus dem grundlegenden, in der Natur der Sache liegenden Widerspruch, daß man die Vernichtung um ihrer Verhinderung willen vorbereitet» (236). Dies ist eine wichtige Aussage, billigt sie doch den Verfechtern dieser Theorie die Integrität ihrer Intention zu, anstatt den Problemen mit den Mitteln indirekter Argumentation durch Paränese⁹ auszuweichen – ein Verfahren, das von vielen an der Friedensdiskussion Beteiligten, und zwar auf beiden Seiten, allzu häufig praktiziert wird und einen gehaltvollen Dialog bei unterschiedlichen

Standpunkten oftmals verunmöglicht. Aber: welchen Weg aus der Gefahr hat uns Schell vorzuschlagen?

Er setzt nicht bei der *kriegsverhindernden* Wirkung der Abschreckungsdoktrin an, sondern betrachtet jene Drohung mit dem Einsatz von Kernwaffen zur *Durchsetzung nationaler Interessen*, die er zu Beginn seiner Analyse als unvereinbar mit der Kriegsverhinderungsfunktion aufgewiesen hatte. Die Versuchung, die nationalen Kernwaffenarsenale zur politischen Erpressung zu mißbrauchen, lasse sich aber nur dadurch aus der Welt schaffen, daß man deren Verwendung der Befehlsgewalt nationaler Regierungen entziehe. Genau dies bedeutet die Aufgabe des Systems nationaler Souveränitäten. Schell fordert uns zu einer Vorzugswahl auf: «Auf der einen Seite stehen das menschliche Leben und die irdische Schöpfung. Auf der anderen Seite steht eine bestimmte Organisation des menschlichen Lebens» (246). Dieses Organisationsmodell sei veränderbar, und das Risiko des atomaren Untergangs mache die Veränderung zur moralischen Pflicht.

Doch gibt der Autor zu, daß er sich außerstande sieht, konkrete Vorschläge für ein solches Programm zu unterbreiten. Sicher ist: Es bedarf der «Schaffung einer politischen Instanz, mit deren Hilfe die Welt zu jenen Entscheidungen gelangen kann, die die souveränen Staaten einst durch Krieg herbeiführten» (249). Dies braucht nach seiner Auffassung keine Utopie zu bleiben, wenn wir die Abschreckungstheorie konsequent zu Ende dächten: «Wirkliche atomare Abschreckung würde in einer abgerüsteten Welt stattfinden, wo das Wissen darum, daß die Wiederaufrüstung die Gefahr der Vernichtung heraufbeschwören würde, das Abschreckungsmittel wäre» (251). Solche Abrüstung müßte den Abbau jeglicher konventioneller Rüstung miteinschließen. Um dieses Ziel aber überhaupt zu erreichen, erachtet Schell ein Sofortprogramm für notwendig, das wenigstens das gegenwärtige Kriegsverhütungssystem stabilisieren würde, ohne seine Unzulänglichkeit beseitigen zu können.

Offene Fragen

Jonathan Schell hat ein wichtiges Buch geschrieben, das sich gewiß nicht den Vorwurf der Blauäugigkeit gefallen lassen muß. Er muß nicht die These bemühen, faktisch vorhandene Bedrohungsperzeptionen zwischen Ost und West seien sämtlich nur eingebildet, um für sein leidenschaftliches Plädoyer für Abrüstung eine Basis zu schaffen. Er entgeht der Gefahr, den eigenen Anspruch zu überziehen, wenn er deutlich auf die Grenzen hinweist, an die er stößt, wenn es um die Formulierung konkreter alternativer Handlungsmöglichkeiten geht.

Freilich bleiben auch Fragen offen, die man stellen möchte. Entscheidet sich nicht bereits daran, ob politisches und strategisches Denken die Werkzeuge der Abschreckung in den Dienst der Kriegsverhütung stellt, oder aber sie zur offensiven Verfolgung von Partikularinteressen in einer Risikostrategie verwendet, einiges für die Frage einer ethischen Bewertung? Ist also nicht eine qualifizierte verteidigungspolitische Debatte gerade deswegen vonnöten, weil die Verträglichkeit bestimmter Doktrinen mit dem Ziel der Kriegsverhütung eben keineswegs allein mit diesem Anspruch schon gegeben ist – die Verdammung des Abschreckungssystems wegen seiner grundsätzlichen Mißbrauchbarkeit aber zunächst über eine reine Negation nicht hinausginge? Welche positiven Handlungsmöglichkeiten auf dem Gebiet der Friedensförderung wären zu nutzen, um den Überstieg aus dem heutigen System der Kriegsverhütung in eine politische Weltordnung anderer Qualität zu ermöglichen?

In jedem Fall ist zu hoffen, daß Verteidigungspolitiker und Strategieplaner das Buch von Schell ernst nehmen und sich mit ihm auseinandersetzen, da es viele Elemente eines heute weit verbreiteten Bewußtseins auf den Begriff bringt.

Thomas Hoppe, Hamburg

⁹ Näheres zur Struktur derartigen «Argumentierens» vgl. B. Schüller, Die Begründung sittlicher Urteile. Typen ethischer Argumentation in der Moralthologie, Düsseldorf 1980, 33–40.

DER AUTOR ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für katholische Sozialethik an der Hochschule der Bundeswehr Hamburg.

Fernsehen und Information – verkannte Probleme

Bekanntlich bietet die Technik nicht nur der Wirtschaft und Verwaltung neue Möglichkeiten der Bürokommunikation und Datenübertragung. Sie kann auch – bekannteste Stichwörter: Kabel- und Satellitenfernsehen – neue und vor allem mehr Kanäle bereitstellen, um Information und Unterhaltung via Bildschirm ins Wohnzimmer zu liefern. Es ist keine Frage mehr: Die neue Kommunikationstechnologie wird uns früher oder später ein Mehr an Programmalternativen bringen. Der gleitende Start zum Betrieb der ersten Kabelnetze steht nahe bevor.

Daß die Vergrößerung unseres Medien- und Kommunikationsangebotes zugleich auch mit neuen Belastungen und Risiken für den einzelnen und die Gesellschaft erkauft wird, hat sich in den letzten Jahren doch etwas rumgesprochen, nachdem die Diskussion über die «neuen Medien» anfänglich nahezu ausschließlich unter rechtlichen, finanziellen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten geführt worden war. Nicht zuletzt die Stellungnahmen aus dem kirchlichen Raum haben durchgängig auf eine breite gesellschaftliche Diskussion der «human-relevanten Aspekte» einer Einführung der neuen Medien gepocht. Erst im August hat sich die Zentralstelle Medien im Auftrag der publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz in diesem Sinn wieder ausführlich zu Wort gemeldet.¹

Verengungen im Risikobewußtsein

Zumeist freilich bleibt es nur bei Andeutungen der Fragen, die sich diesbezüglich stellen. Die «Probleme», «eventuellen Folgen», «möglichen Nachteile», «Risiken», «Bedrohungen», von denen die Rede ist, werden nur zu oft nicht konkret genannt und eingehend erläutert. Die «Befürchtungen», «Vorbehalte», «Bedenken» bleiben entsprechend vage. Die Forderung nach einer den machtpolitischen und wirtschaftlichen Überlegungen zumindest gleichgestellten öffentlichen Verhandlung der psycho-sozialen Problematik des Schritts in ein Mehr an Fernsehprogramm entbehrt deshalb jener Brisanz, welche ihr voraussichtlich noch mehr Gehör verschaffen könnte.

Am ehesten wird noch das Spannungsverhältnis zwischen der technisch vermittelten Kommunikation und der direkten, persönlichen in Familie, Nachbarschaft, Verein, Pfarrei usw. eingehender thematisiert. Wer konzentriert fernsieht, kann nun mal zur gleichen Zeit vielen anderen Tätigkeiten, wenn überhaupt, nur gedankenlos nachgehen. Die Nutzung von Zeitung, Radio oder Fernsehen hat weitgehend unabhängig davon, was gelesen, gehört oder gesehen wird, Verdrängungswirkungen. Beim Fernsehen sind sie besonders groß, einmal wegen der dem Bildschirmgeschehen zugewendeten Zeit, zum anderen wegen der besonders starken Fesselung der Aufmerksamkeit, die es in der Verbindung von Bewegtbild und Ton hervorruft.

Von einer Ausweitung des Programmangebots kann nun – über den Umweg der Annahme einer Steigerung des Sehkonsums – die These abgeleitet werden, daß sich dann auch der Verdrängungseffekt des Fernsehens weiter verstärke. Das heißt etwas konkreter, daß sich der Raum für das familiäre Miteinander, das Gespräch, für die Beschäftigung mit den Kindern, der ohnehin nicht groß ist, weiter verengen würde, oder auch der Raum für das Vereins-, Dorf- und Pfarrleben, zumal wenn die Zusatzangebote sich auch noch primär des lokal-regionalen Geschehens, der «Nahraumkommunikation» annehmen sollten, wie in den umlaufenden Vorstellungen vom Kabelfernsehen gern propagiert wird. Der Schritt in die Fernseh Zukunft geriete somit für viele zum Schritt in weitere Isolation. Für die

Annahme einer Steigerung des Programmkonsums wie für die Befürchtung, daß diese auf die Dauer zum Schaden vieler Kinder, Familien, älterer Menschen und ihrer Beziehungsnetze geriete, lassen sich in der Forschungsliteratur durchaus gewichtige Anhaltspunkte finden. Einfach aus der Luft gegriffen sind solche Mutmaßungen keineswegs.²

Daneben wird gelegentlich noch die Problematik einer Zulassung privater, gewinnorientierter Programmhersteller angesprochen. Die Zulassung von Anbietern mit kommerziellen Interessen, so die Argumentationskette in diesem Fall, führe zu einem harten Konkurrenzkampf um gewinn- und werbungbringende Einschaltquoten, unter dem letztlich das Programmniveau leide: Was publikumsattraktiv sei, brutale Serienkrisis oder seichte Unterhaltungsshow, bestimme dann auf die Dauer die Programmpolitik der Fernsehanbieter. Diesem ruinösen Konkurrenzkampf könnten sich wegen ihrer hochgradigen Abhängigkeit von Werbeeinnahmen auch die öffentlich-rechtlichen Anstalten auf Dauer nicht entziehen. Auch für diese Befürchtung gilt: So ganz ohne jeden Erfahrungsbeleg steht sie nicht im Raum. Die Verhältnisse in Ländern mit kommerziellen Programmbetreibern liefern einiges Anschauungsmaterial.

Kaum in der Öffentlichkeit bislang thematisiert worden und dementsprechend wenig bekannt sind dagegen andere Aspekte der Problematik, Aspekte, die sich aus neuen Frageansätzen in der jüngeren wissenschaftlichen Diskussion um Medien- bzw. Fernsehwirkungen ergeben. Lange Zeit haben die Befunde der Kommunikationsforschung für Beruhigung gesorgt: Medien, so ihr allgemeiner Tenor, könnten die in den persönlichen Erfahrungsbereichen, in Familie, Schule, am Arbeitsplatz gebildeten Einstellungen und Haltungen kaum verändern. Sie wirkten vielmehr bestätigend und verstärkend. In den 60er Jahren erschienen sie nahezu ohnmächtig. Inzwischen darf man hinter diese «Faustregel» getrost ein dickes Fragezeichen setzen. Da war in der Vergangenheit doch manche Untersuchung und Expertenaussage zu kurzfristig angelegt.

Verzerrungen der Wirklichkeit

Übersehen wurde beispielsweise weithin das ganze Problem der Auswahl der Informationen, die zur Vermittlung kommen.³ Es gelangt verständlicherweise nicht alles, was in der Welt passiert, den Vermittlern in den Redaktionsbüros zur Kenntnis. Und nur ein Bruchteil von dem, was ihnen zur Kenntnis gelangt, können sie an ihr Publikum weitertransportieren, wird zur Nachricht. Übrig bleibt in diesem Filterprozeß, was sich gegenüber den bisher bekannten als neu ausweisen kann, unter den vielen Neuheiten eines Tages wiederum bevorzugt all das, was einen hohen Grad von Ungewöhnlichkeit hat, was von der Normalität abweicht. Je weniger Raum für die Übermittlung des Weltgeschehens zur Verfügung steht, umso stärker wird dieser Prozeß auf Ereignisse von besonderer Ungewöhnlichkeit zulaufen: Kriege, Anschläge, Katastrophen, Unruhen, Spitzenkonferenzen, Krisen auf höchster Ebene.

Am Ende ergibt das ein Bild einer Welt, die rastlos in Veränderung begriffen ist. Von einem «künstlich dynamisierten Weltbild» spricht die Medienwissenschaft. Das Verhältnis zwischen Veränderlichem und Überdauerndem hat sich darin weit von der Wirklichkeit entfernt. Und es ist das Bild einer Welt, die von einer Krise, Katastrophe, Gewalttätigkeit in die andere treibt. Die Verdichtung der Berichterstattung auf in erster Linie Negativ-Außergewöhnliches läßt sie voller Unheil erscheinen, sehr viel unheilvoller, als sie in Wirklichkeit ist. Das tägliche Geschehen ist also eines, die «Fernsehwelt» ein ganz anderes.

¹ Die Stellungnahme «Die neuen Medien – Informationen, Fragen und Anregungen im Blick auf den Menschen und die Gesellschaft» und andere kirchliche Verlautbarungen zu der Thematik sind veröffentlicht in: Materialien zur Medienpolitik 4, hrsg. von der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz (Kaiserstraße 163) Bonn 1982.

² Siehe dazu auch: Georg Betz, Wieviel Fernsehen braucht der Mensch, in: Herder Korrespondenz, Heft 12/1979, S. 598–603.

³ Das Problem hat auch Otto B. Roegele in einem Referat auf der Herbstvollversammlung 1980 der Deutschen Bischofskonferenz thematisiert. In: Arbeitshilfen 20. Kirchliche Medienarbeit, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Kaiserstraße 163) Bonn 1980, S. 29–39.

Die Entstellung der Wirklichkeit, die unter dem Zwang zur Auswahl zustandekommt, ist keineswegs nur ein Problem des Fernsehens. Auch die Zeitungsmacher stehen unter Auswahlzwängen. Aber sie tragen nicht ganz so schwer daran, sie haben mehr Raum zur Verfügung. Die 20-Uhr-Tagesschau beispielsweise bringt im Schnitt nur 10 bis 14 Ereignisse auf den Bildschirm. Die dazu ausgestrahlte Wortinformation nimmt ins Zeitungsformat umgesetzt etwa eine Seite einer überregionalen Tageszeitung ein. Fernsehen gilt als besonders glaubwürdig. Und die Verbindung von Bild und Ton verleiht ihm besondere Eindringlichkeit. Daß die aktuellen Nachrichtensendungen mit zu den meist-eingeschalteten zählen und für viele die Hauptquelle ihrer Information über das nationale und internationale Geschehen sind, kommt noch dazu. Das Problem der Informationsselektion stellt sich beim Fernsehen als besonders gravierend dar.

Die Verzeichnung der Realität durch Konzentration auf ungewöhnliche Neuigkeiten hat Tradition. Sie war in früheren Jahrhunderten Sache der reitenden Boten und Kaufleute. Nur: Die reitenden Boten oder durchreisenden Kaufleute waren früher selbst die große Abweichung von der Normalität. Beherrschend war für das Leben die Erfahrung des Dauerhaften, des Gewöhnlichen, des Normalen. Mit dem Aufkommen der technischen Verbreitungsmittel hat sich das Verhältnis zwischen der Erfahrung aus eigener Anschauung und der Erfahrung aus «zweiter Hand» nach und nach verschoben, und gerade mit dem Aufkommen des Fernsehens nochmals besonders kräftig. So sind uns aber auch die Maßstäbe abhanden gekommen, mit deren Hilfe wir das, was uns über die Welt vermittelt wird, auf seine Verzerrungen hin überprüfen können. Wir sind damit besonders anfällig für Täuschungen geworden.

Daß die Informationsauswahl, die wir täglich vom Fernsehen beziehen, unsere Vorstellungen von der Welt, die uns umgibt, auf die Dauer unberührt lassen soll, will dem gesunden Menschenverstand nicht eingehen. Neuerdings finden sich in der wissenschaftlichen Literatur auch erste Anhaltspunkte dafür, daß dieser gesunde Menschenverstand diesbezüglich nicht daneben zielt: Amerikanischen Untersuchungen zufolge sind «Vielseher» im Schnitt um einiges ängstlicher und mißtrauischer. Sie sehen sich sehr viel stärker von Gewalt, Verbrechen und Unglück bedroht als die «Wenigseher» und als es der kriminalstatistischen Wahrscheinlichkeit entspricht. Entsprechend stärker sind sie auf die Sicherung ihres Lebens und Besitzes bedacht.⁴

Der Vielseher schätzt also seine Umwelt nach dem Bild ein, das er so ausgiebig vom Fernsehen bezieht. Solche Desorientierung kann nun nicht als eine «Schrulle» abgetan werden, die weiter nicht von Bedeutung ist. Die Realitätsferne bestimmt nicht allein das «private» Denken und Handeln. Wenn das Fernsehen ungerechtfertigt Furcht erzeugt, dann ist das auch ein Effekt von erheblicher politischer Relevanz und Brisanz. Er könnte – kurz weitergedacht – etwa die Sehnsucht nach einem starken Mann wecken und verstärken, der endlich hart durchgreift und Ruhe und Ordnung wiederherstellt.

Bilder von der Oberfläche

Ein zweiter Gesichtspunkt, der sich in den letzten Jahren im wissenschaftlichen Wirkungsbewußtsein in den Vordergrund geschoben hat, betrifft allein das Fernsehen: Es verzerrt nicht allein durch die erzwungene Auswahl der ausgestrahlten Ereignisse die Realität, es kann die ausgewählten Ereignisse auch wieder nur eigentümlich verzerrt zur Ausstrahlung bringen: Fernsehen wäre nicht Fernsehen und nicht so gefragt, wenn es keine filmischen Bilder lieferte. Die Kamera aber kann immer nur die Oberfläche des Geschehens abbilden. Die Hintergründe und Zusammenhänge, Ideen und Interessen entziehen sich ihr. Sie erfaßt mehr oder weniger nur, was in Politik, in Wirtschaft oder auch im kirchlichen Leben an «action» sichtbar ist.

Das sind – achten wir einmal darauf: Flughafenankünfte, das

Abschreiten der Ehrenfront, das Vorfahren schwerer Autos, Händeschütteln, Blicke in den Kabinetts- und Fraktionssaal, verschlossene Türen, Demonstrationszüge, Geschütze und Panzerwagen, zerschossene Häuser, Barrikaden. Das sind immer wieder die handelnden Akteure: Politiker und Vertreter irgendwelcher Interessenverbände. In den Wortinformationen zu den Bildern, da kann das Fernsehen zu den nicht abfilm-baren Programmen und Zielen, Ursachen und Differenzen vordringen. Allerdings wäre einmal gründlich zu prüfen, ob in der Fernsehberichterstattung nicht selten das Geschehen, das die Kamera erfassen kann, auch die Wortinformation so mitbeeinflußt, daß auch sie über die Beschreibung der Oberfläche nicht hinausgelangt.

Gelangt sie aber darüber hinaus, dann klaffen Bild- und Wortinformation auf jeden Fall auseinander. Der Medienwissenschaftler *Bernhard Wember* hat vor einigen Jahren in seiner aufsehenerregenden Filmdokumentation «Wie informiert das Fernsehen» am Beispiel der Nordirland-Berichterstattung des ZDF eindrucksvoll belegt, vor welche Probleme diese Bild-Wort-Diskrepanz den Zuschauer stellt.⁵ Wer fernsieht, muß zwei Quellen mit sehr verschiedenartiger Information gleichzeitig seine Aufmerksamkeit zuwenden. Er ist damit nach Wembers Testergebnissen zumeist – für längere Zeit jedenfalls – überfordert. In der Regel bleibt die Wortinformation dabei auf der Strecke, d. h. sie kommt nicht oder nur unvollständig beim Zuschauer an. Das Bild mit seinen vielen Reizen absorbiert die Aufmerksamkeit weitgehend bis ganz.

Die «politische» Information wird somit primär über das Bild vermittelt, d. h. von den Kürzeln der Politik-Oberfläche – von Reisen, schönen Autos, Begegnungen mit den Großen der Welt, vom wechselseitigen Kontra in Debatten und Diskussionsrunden usw. Das provoziert zwangsläufig die Frage, wie sich Fernsehen auf Vorstellung und Verständnis von Politik oder auch von der Kirche – denn auch in der Berichterstattung über das kirchliche Leben kommt es über pointierte Oberflächenbilder nicht hinaus – auf die Dauer auswirkt.

Elisabeth Noelle-Neumann, Publizistikprofessorin und Leiterin des Demoskopischen Instituts in Allensbach, hat vor einigen Jahren den Versuch gemacht, aus Allensbacher Umfragedaten das vom Fernsehen erzeugte Politik-Bild herauszukristallisieren. Sie hat dabei zugleich für die gedruckte Information eine Lanze gebrochen: «Bei Menschen, die wenig lesen», so Noelle-Neumann, «verändern sich unter dem Eindruck des Fernsehens die Vorstellungen von Politik in unbecömmlicher Weise: Politik ist leichter als gedacht, spannend, Elemente eines Kasperle-Theaters treten hervor: Es geschieht viel, man schlägt aufeinander ein, man streitet sich». Politik dient auf dem Bildschirm der Zerstreuung, dem Amüsement. Die Inhalte sind nicht so bedeutsam.

Reizflut und Ablaufzwang

Noch von einem dritten Blickwinkel aus erscheint die tatsächliche Leistung des Fernsehens punkto Sachinformation und Weltorientierung im Zwielficht. Gleichgültig, ob es nun rechts-, linkslastig oder ausgewogen, ob es sozial erwünscht oder unerwünscht, niveauarm oder gehaltvoll ist, was im einzelnen konsumiert wird, dem Zuschauer verlangt es die Bearbeitung einer Flut ständig wechselnder Reize ab, wenn er daraus Kenntnis- und Orientierungsgewinn ziehen will. Er hat es ja immer gleichzeitig mit zwei Informationsquellen zu tun, dem Ton und dem Bild, die in den meisten Fällen wie gesagt sehr verschiedenartige, mehr oder minder beziehungslose Informationen liefern. Das Bild beinhaltet überdies in sich allein schon eine Vielzahl von Detailinformationen.

Und zu all dem schreibt das Fernsehen dem Zuschauer das Nutzungstempo vor. Es setzt ihn unter einen Ablaufzwang. Wer fernsieht, kann nicht wie der Zeitungsleser schnell nochmals zurückblättern, nicht nochmals überfliegen, was er gerade ge-

⁴ Näheres bei: George Gerbner, Über die Ängstlichkeit von Vielsehern, in: Fernsehen und Bildung, Heft 1 u. 2/1978, S. 48–58.

⁵ Der Film gehört zum Verleihbestand vieler Landesfilmdienste und auch mancher kirchlicher AV-Medienzentralen.

⁶ E. Noelle-Neumann, Öffentlichkeit als Bedrohung, Freiburg 1977, S. 95.

sehen und gehört, aber vielleicht nicht verstanden hat. Das Geschehen auf dem Bildschirm zieht die Aufmerksamkeit zu immer Neuem fort. Denkpausen gibt es während der Sendung keine und danach auch nur kleine. Vergrößert wird die dem Medium eigene Reizflut noch durch eine zwecks zusätzlichen Augenzwinkeln künstliche Aufheizung des Bildmaterials: durch Bildschnitt und Kameraführung. Bernhard Wember hat an den Nordirland-Berichten in minutiösen Analysen aufgedeckt, welches Interesse die Fernsehmacher daran haben, daß im Bild Bewegung ist. Für Wember war es am Ende seiner Analysen und Wirkungstests klar, daß der Zuschauer diese Reizflut allenfalls punktuell verarbeiten kann, nicht aber auf Dauer. Statt des notwendigen aktiven Hinhörens und bewußten Zusehens werde Fernsehen zum augenzwinkeln stupiden Glotzen, zum gedankenlosen Konsum. Wember warnte deshalb nicht nur davor, Informationsauftrag und Informationsanspruch des Fernsehens einerseits mit seiner tatsächlichen Informationsleistung andererseits zu verwechseln, und den Beitrag des Mediums zur sachlichen Orientierung und Meinungsbildung zu überschätzen. Er lastete der Fernsehinformation auch «eine schleichende Verseuchung der Denkwelt» an.

Wembers Urteil mag überzogen erscheinen. Aber er steht mit seinen Thesen nicht allein. Immerhin hat bereits Ende der 60er Jahre *Hertha Sturm*, inzwischen auch international hochgeschätzte Wirkungsexpertin, den Erwartungen an die Informationswirkung des Fernsehens in ihrer Habilitationsschrift einen schweren Dämpfer verpaßt. Sie erkannte dem Medium vorwiegend die Leistung des Aufbaus von Inseln «punktuellen Tageswissens» zu, das sich aber relativ rasch wieder verliere.⁷ Mittlerweile hat Sturm – für die gängigen Standards der empirischen Sozialforschung überzeugend – abgesichert, daß die sehr viel anhaltenderen Wirkungen des Fernsehens nicht auf kognitivem Gebiet, im Kenntniszuwachs liegen, sondern im emotionalen Bereich.

Während die bei der Fernsicht aufgenommene Kenntnisse Sturms Experimenten zufolge sich relativ rasch nach dem Erstkontakt wieder verflüchtigen, verselbständigen sich mit der Zeit die emotionalen Ersteindrücke, die eine Sendung hervorruft.⁸ Die Langzeitwirkung des Mediums liegt demnach nicht in der Erweiterung des Informationsstandes, seine spezifische Leistung ist die der Emotionalisierung. In den oben aufgezeigten Verschiebungen der Politikvorstellung unter dem Eindruck des Fernsehens hat sich das bereits angedeutet.

Vorsicht vor Fehlschlüssen

Von den gegenwärtig geltenden Prämissen unserer Gesellschaftsordnung aus gewertet, zu denen u. a. doch wohl fundamental die sachgerechte und rationale Teilhabe und Mitwirkung an den öffentlichen Vorgängen gehören, können solche Befunde – zumal angesichts eines noch nicht absehbaren Mehrs an Programm mit voraussichtlich gesteigertem Konsum – sehr nachdenklich stimmen. Immerhin spielt das Argument von der Verbesserung des Informationsangebots als Voraussetzung einer Ausweitung des Freiheitsraumes der Bundesbürger im Plädoyer für die Einführung zusätzlicher Fernsehangebote eine tragende Rolle. Auch wenn die geplanten Kabelnetze mit ihren Zusatzangeboten in den Dienst der Nahraumkommunikation gestellt werden sollten, bleiben jedenfalls die hier angesprochenen Informationsprobleme bestehen.

Auch die «Nahraumkommunikation» wird nur wenige Ausschnitte des lokal-regionalen Geschehens zur Sendung bringen können und damit immer ein verzerrtes Bild von der engeren Lebenswelt der Zuschauer vermitteln. Auch sie wird an dem

⁷ Näheres bei: Hertha Sturm, *Masse – Bildung – Kommunikation*, Stuttgart 1968.

⁸ Näheres bei: Hertha Sturm, *Emotionale Wirkungen – das Medienspezifische von Hörfunk und Fernsehen*, in: *Fernsehen und Bildung*, Heft 3/1978, S. 158–168.

Auf Ende dieses Schuljahres verlassen uns zwei langjährige Mitarbeiter wegen Weiterbildung bzw. Pensionierung. Deshalb suchen wir auf den 1. August 1983

Katecheten

(verschiedener Stufen) und

Sozial- bzw. Jugendarbeiter

Je nach Ausbildung ist auch eine Kombination der genannten Tätigkeitsbereiche denkbar. Eine Teilzeitanstellung ist nicht ausgeschlossen.

Wir bieten einsatzbereiten, kreativen Persönlichkeiten viel Selbständigkeit und angenehme Zusammenarbeit im Pfarreiteam. Die Anstellungsbedingungen sind zeitgemäß und sozial.

Nähere Auskunft erteilen Ihnen Pfarrer Anton Schelbert (045/81 3381) oder Pius Schwyzer, Kirchenratspräsident (045/81 10 10).

Richten Sie Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen an: Kath. Kirchgemeinde, 6130 Willisau.

Handicap leiden, daß die Kamera von der stark verzerrten Lebenswelt nur das Oberflächen-Geschehen festhalten kann und die Bilder davon die Wortinformation erdrücken. Und auch die den Betrachter in die «Bewußtlosigkeit» fortziehende Reizflut wird Nahraum-Fernsehen nicht entscheidend eindämmen können, selbst wenn es in seiner Berichterstattung auf die zusätzliche künstliche Aufheizung des Informationsmaterials durch Schnitt und Kameraführung verzichten würde. Die Reizüberflutung resultiert bereits aus der «Natur» des Mediums.

All diese Probleme stellen sich auch ziemlich bis gänzlich unabhängig von der regelrechten Organisation, der Trägerschaft, den Kontrollregelungen und der Finanzierung zusätzlicher Programme, also den zumeist im Zusammenhang mit den neuen Medien diskutierten Fragen. Sie stellen sich gegenüber einer in öffentlich-rechtlicher Verantwortung und Aufsicht betriebenen «Nahraumkommunikation» ebenso wie gegenüber einem «System», das sich ganz den Gesetzen des freien Marktes verpflichtet weiß und profitorientierten Anbietern uneingeschränkte Aktionsräume eröffnet.

Man kann gegenüber solcher Problematisierung und Relativierung eines Mehrs an aktueller Fernsehinformation im Gefolge zusätzlicher Kabel- und Satellitenprogramme einwenden, daß sie plausibel erscheinen mag, daß aber die Wirkungsforschung den schlüssigen, hieb- und stichfesten «eindeutigen» Nachweis des Verdachts der Desorientierung im Gefolge der Fernsehinformation bislang schuldig geblieben sei. Dieser hierzulande beliebte Vorbehalt gegenüber irgendeiner ein Medium oder Medienprodukt belastenden Aussage ist ohne Frage berechtigt. «Beweise» dafür liegen nicht auf dem Tisch. Sie liegen für keine einzige vermutete Wirkung eines Mediums oder Medienprodukts auf dem Tisch. Die seriöse sozialwissenschaftliche Wirkungsforschung erhebt allerdings – im Wissen um ihre Grenzen – auch nicht den Anspruch, sie könne solche eindeutigen «Beweise» oder «Gewißheiten» auf den Tisch legen.

Im übrigen besagt das Fehlen von Forschungsbelegen, besagen Nullbefunde in Untersuchungen nur, daß die Forschung bisher nichts hat feststellen können. Sie besagen nicht, daß es die vermuteten Wirkungen nicht gibt. Es ist nicht auszuschließen, daß sich die Wirkungsforschung auf der Suche nach den Fernsehwirkungen bisher von falschen Fragen hat leiten lassen. Gut vorstellbar auch, daß ihr Meßinstrumentarium nicht tauglich, weil nicht fein genug ist. Bisher hat sie überdies meistens nur Kurzzeit-Untersuchungen angestrengt, sich um die Langzeitwirkungen also kaum gekümmert.

Das Fernsehen – das wenigstens ist mittlerweile nicht mehr umstritten – hat vielfältige Wirkungen, ob sie die Medienforschung im einzelnen nun messen kann oder nicht. Es ist deshalb durchaus denkbar, daß sich diese Gesellschaft eines Tages in einen Zustand teleinformiert hat, den sie nicht haben wollen, während die Wirkungsforschung immer noch nichts anderes als ziemlich lückenhafte, widersprüchliche, unbefriedigende Daten vorlegen kann und als allgemeinstes Resümee der Öffentlichkeit die Offenheit der Forschungslage signalisiert.

Problematisierungen dieser Art müssen auch nicht zwangsläufig in die totale Verweigerung gegenüber jedweder Änderung des Programm-Status-quo in unserer Fernsehlandschaft führen. Ob unser Kommunikationssystem den gesellschaftlichen Ansprüchen genügt und wie es noch verbessert werden kann, bedarf ständiger Überprüfung. Das Bemühen um seine Opti-

mierung kann nicht auf einem bestimmten Stand eingefroren werden; es muß freilich mit viel Bedacht vorgenommen werden. Von den hier aufgezeigten Gesichtspunkten aus erscheint beispielsweise die Frage der zeitlichen Platzierung zusätzlicher Angebote so wichtig wie die der rechtlichen Ordnung, erscheint die weitere Besetzung noch programmfreier Tageszeiten mindestens so problematisch wie eine Vermehrung der Programmalternativen, die zur selben Zeit der Zuschauerschaft zur Auswahl angeboten werden. Medienpolitik hat mit ihren Weichenstellungen nicht nur über das zukünftige Programmniveau und die zukünftigen Programminhalte zu entscheiden. Sie befindet auch über Grad und Grenzen der Versuchlichkeit fernzusehen. Und das ist keineswegs nur dann eine sozial unerwünschte Tätigkeit, wenn die gesehenen Inhalte sozial unerwünscht sind.

«Wir dürfen in diesem Lebensbereich nicht ebenso überrascht werden wie etwa durch die alarmierenden Erkenntnisse in unserem ökologischen Umfeld», hat der Vorsitzende der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, der Rotenburger *Bischof Georg Moser*, in seinem Vorwort zur jüngsten Stellungnahme der Zentralstelle Medien geschrieben. Auf breiter Front auch dafür zu sensibilisieren, daß gerade die als besonders glaubwürdig, wirksam und nützlich erachtete Information des Fernsehens über das aktuelle Geschehen zugleich besonders stark mit desorientierenden Elementen durchsetzt ist, kann solchen bösen Überraschungen vorbeugen. Noch herrscht viel zu viel Naivität. *Georg Betz, Eichstätt*

«... wie im Tode das Leben beginnt ...»

Gedichte der Hoffnung bei zeitgenössischen Autorinnen (II)*

Als eine Autorin, die sich schon seit jeher die Hoffnung zum Prinzip erwählt hat, die sich selbst als «ein Mensch des Dennoch» bezeichnet, gilt die 1912 in Köln geborene *Hilde Domin*. Sie ist, nach langen Jahren des Exils, der Sprachodyssee vor allem in ihrem Fall, 1954 wieder nach Deutschland zurückgekehrt und lebt seit längerer Zeit in Heidelberg. «Aber die Hoffnung»: so ist lapidar ihr jüngster Band «Aufzeichnungen aus und über Deutschland» überschrieben.¹ Und das Gedicht, das diese Notizen einleitet – «Älter werden»/Antwort an Christa Wolf –, ist eine Replik auf eine Äußerung Christa Wolfs in ihrem Roman «Kindheitsmuster», die besagt: «Du weinst um das Nachlassen ... und, so unglaublich es sein mag, den unvermeidlichen Verfall der Sehnsucht.» Hilde Domins Antwort:

1
Die Sehnsucht
nach Gerechtigkeit
nimmt nicht ab
Aber die Hoffnung

Die Sehnsucht
nach Frieden
nicht
Aber die Hoffnung

Die Sehnsucht nach Sonne
nicht
täglich kann das Licht kommen
durchkommen

Das Licht ist immer da
eine Flugzeugfahrt reicht
zur Gewißheit

Aber die Liebe
der Tode und Auferstehungen fähig

wie wir selbst
und wie wir

der Schonung bedürftig

2
Gegen die Angst vor dem Mitmensch
«Der Mensch ist dem Menschen ein Gott»
das Veronal in der Tasche

3
Hand in Hand mit der Sprache
bis zuletzt

Dem Nihilismus der bundesrepublikanischen Wohlstandsgesellschaft, den sie nach ihrer Rückkehr aus Lateinamerika mit geschärftem Sinn wahrgenommen hatte, setzte sie nunmehr ihr Prinzip Hoffnung entgegen – eingedenk des leichten Gepäcks der Sprache, das sie mit sich trug, aber vertrauend auf seine unsichtbare Stärke: «mit nichts als unserem Atem» und «nur eine Rose als Stütze». Im Gedichtband «Hier»² steht das Gedicht «Tunnel», dem Andenken Virginia Woolfs gewidmet:

Zu dritt
zu viert
ungezählte, einzeln

allein
gehen wir diesen Tunnel entlang
zur Tag- und Nachtgleiche

drei oder vier von uns
sagen die Worte
dies Wort:

«Fürchte dich nicht»
es blüht
hinter uns her.

* Der erste Teil dieses Beitrags erschien in der letzten Nummer, S. 63ff.

¹ R. Piper Verlag, München 1982.

² S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1964.

Vorerst könnte dieses Gedicht – die Dedikation an die englische Autorin läßt darauf schließen – als Apologie des dichterischen Wortes verstanden werden. Durch die Dunkelheit des Tunnels, den Engpaß menschlicher Existenz, schreiten die Wortschöpferinnen und sprechen das Wort aus, das auf fruchtbaren Boden fällt und Blüten hervortreibt. Es ist das alt-neue Vertrauen in die Sprache, auch in einem Zeitalter jeglicher Brüchigkeit. Hilde Domin besonders weiß um diese Kraft des Wortes, des Mutterwortes, seit ihren Jahren im Exil. – Es wäre aber auch eine umfassendere Lesart denkbar: Wer da durch den Tunnel geht – einzeln, gemeinsam, ungezählt –, ist der Mensch überhaupt, der sich durch sein Leben müht (der Tunnel erscheint gerade innerhalb der Traumdeutung immer wieder als Signal einer zu bewältigenden, unausweichlichen Prüfsituation). Der Zeitpunkt der Tag- und Nachtgleiche erinnert an einen uralten menschlichen Glauben: daß nämlich im Moment des Äquinoktiums vieles möglich erscheint, das zuvor unmöglich gewesen ist, daß mit ihm dem Menschen ein zauberischer Augenblick geschenkt wird, wo er über sich selbst hinauswachsen kann. «Fürchte dich nicht» ist das göttliche Wort, das immer in den Momenten außerordentlicher Ereignisse, der Theophanie ausgesprochen worden ist. Und sein Zitat an dieser Stelle des Gedichts evokiert Möglichkeiten des Menschen von übersinnlichem, überzeitlichem Charakter. Allerdings ist hier für eine solche Optik eine Weite der Interpretation, des Verstehenshorizontes eingeräumt worden, der das Gedicht nur sehr lose an religiöse Bezugspunkte bindet. Gerade darin besteht seine Modernität, seine Zeitgemäßheit in dem Sinn, daß ein solcher Gedanke heute sachte angedeutet werden muß, will er den Menschen in seiner Skepsis erreichen.

WIE HILDE DOMIN, so hat auch *Rose Ausländer* trotz aller äußeren Verwundungen durch Verfolgung, Fremde und Krankheit einen Rest an Ungebrochenheit bewahrt. Jung und alt ist sie zugleich, eine Staunende und eine jäh Wissende. Wie Nelly Sachs, wie Marie Luise Kaschnitz und Hilde Domin bezieht auch sie ihren Lebensmut aus dem Schreiben, aus der Auseinandersetzung mit dem Wort. 1945 hat sie zu den etwa sechstausend überlebenden Juden aus Czernowitz, der einstigen Judenstadt, die zuvor sechzigtausend Juden zählte, gehört. Ein Jahr später emigriert sie in die USA, kehrt 1963 wieder nach Europa zurück, «heim ins Wort»; seit 1965 lebt sie in Düsseldorf, in einem kleinen Zimmer des Nelly-Sachs-Hauses, einer Alterssiedlung am nördlichen Stadtrand. Das Gedicht ist ihr Element, und sie wäre vielleicht schon längst dahingeshieden, zart, kränkelnd und gezeichnet wie sie ist, stände ihr nicht das Wort zu Gebot. Denn es ist nicht der überlieferte Glaube der Mütter und Väter, der Rose Ausländer, die Jüdin, der Verzweiflung entrissen hat. Im Gedicht «Sabbat»³ bekennt sie unmißverständlich eine gewisse skeptische Distanz:

SABBAT

Geschliffener Spiegel
im Teich
kämmt die Sonne
ihr Haar

Ich angle Fische
werf sie zurück
ins Wasser

Nur den Spiegelkarpfen
halt ich in der Glaskugel
für Sabbat

und warte
eine Woche
ein Jahr
ein Jahrzehnt

³ Aus: «Mein Atem heißt jetzt». S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1981.

Der Karpfen
liegt auf dem Rücken
Gebete schaukelt
der Rabbi

Wann ist Sabbat
frag ich

Immer
im Himmel

Hier Rabbi
hier wann

Shalom
murmelt er
und noch ein paar hebräische Worte
Ich verstehe sie nicht

Vielmehr leitet Rose Ausländer jene Zuversicht, die einen Menschen mit kindlich gebliebenem Herzen und ausgestattet mit dem Geschenk einer reichen Kindheit durch alle Wirrnisse des Lebens hindurchrettet, ihn gerade an diesen Herausforderungen noch wachsen läßt. Immer wieder vermag Rose Ausländer die Schrecknisse des Lebens, dieses «unverlässlichen Märchens», hinter sich zu lassen und allein seine verführerischen Augenblicke zu preisen. Ihre Gedichte, die sich so rückhaltlos dem Leben stellen – nicht umsonst lautet einer ihrer letzten Lyrikkbände «Mein Atem heißt jetzt» –, verhalten nie als lyrische Monologe, sondern sie richten sich an ein Du, Rose Ausländers «Lebensbruder». Diese Dichterin liebt die umfassende Gebärde der Güte gegenüber dem Leben, und manche ihrer Gedichte erscheinen wie ein moderner Nachklang des Sonnengesangs aus Assisi (Rose Ausländer ist im Geist des Chassidismus erzogen worden, und franziskanische Spiritualität hat einiges mit dieser Ausrichtung gemeinsam):⁴

PREISEN

Preisen
die Erde
und ihre unaufhörlichen Wunder

Sonne Mond Gestirne
und was dahinter
dichtet

Die Menschenbrüder
aufnehmen
im Herzgefäß
unsre winzige Ewigkeit

Ihr vorläufig letzter Gedichtband trägt den bezeichnenden Titel «Mein Venedig versinkt nicht»⁵, und er beschwört mit der Lagenstadt wiederum eine für Rose Ausländer typische Chiffre: die Schöpfung, die gefährdet ist und an allen Rändern herinzubrechen droht, die aber gleichwohl einen geheimnisvollen Rest an Unvergänglichkeit bewahrt. In diesem Gedichtband findet sich auch der Zyklus «Wir Auferstandene vor unsrer Geburt», der die Auferstehung mit kühnem Griff vorverlegt, sie als ein Ereignis feiert, das uns bereits in vorgeburtlicher Zeit überwältigt hat und wie eine Erinnerung nachklingt. Der Akt dieser zeitlichen Umwälzung erscheint im Hinblick auf Rose Ausländers Biografie wiederum verständlich: Schon immer hat sie auf ihre Kindheit und Jugend in der Bukowina wie auf ein fernes Paradies zurückgeblickt, und diese Jahre im waldreichen Buchenland, unter den «goldfarbenen Augen» der Mutter und eines Vaters, der am Hof des Wunderrabbi von Sadagora aufgewachsen war, mußten ihr später, in der Fremde, wie ein Gar-

⁴ Das folgende Gedicht stammt ebenfalls aus «Mein Atem heißt jetzt» (vgl. Anm. 3).

⁵ S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1982. Die beiden im folgenden zitierten Gedichte sind diesem Band entnommen.

ten Eden erscheinen oder eben wie das Wandeln im Licht der zuvor erfolgten Auferstehung. Alles spätere Leben war nur ein Sich-Entfernen aus diesem Strahlenglanz, und das Licht leuchtet denn auch weitaus stärker in den Gedichten der Erinnerung an die frühen Jahre. Danach weiß Rose Ausländer nur noch um «das Glanzwort eines sterbenden Sterns».

Was aber bleibt für jene zu tun, die bereits vor ihrer Geburt auferstanden sind? Das Gedicht «Nehmt sie» gibt zu verstehen:

NEHMT SIE

Nehmt
meine Wiederworte
in Kauf

Mein begrabenes Leben
auferstanden

um mit euch
zu leiden
zu feiern

Das Mitleiden, das Mitfeiern: das sind die Inhalte einer Solidarität, die Rose Ausländer immer und immer wieder besprochen hat. Und es darf ein solcher Akt der Liebe durchaus auch in

christlichem Sinn verstanden werden, wie denn überhaupt Rose Ausländer in ihren letzten Gedichten eine Art Grenzüberschreitung vollzogen hat und Jesus in brüderlich zu nennende Nähe treten läßt:

AUFERSTEHUNG

Vor seiner Geburt
war Jesus
auferstanden

Sterben gilt
nicht
für Gott und
seine Kinder

Wir Auferstandene
vor unsrer Geburt

Daß das Sterben seine Ausschließlichkeit verloren hat, geht aus diesem Gedicht wie aus allen diesen Zeilen der Hoffnung leise, aber eindringlich hervor. Man müßte wiederum das Ohr aus dem Staub zurückgewinnen, um die Kammermusik solcher Gedichte zu erlauschen.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern

Eine Zeitschrift erforscht sich selbst: 50 Jahre *Esprit*

Als *Emmanuel Mounier* im August 1932 am Gründungskongreß von *Esprit* in Font-Romeü davon sprach, «die wahre Vorstellung vom Menschen» als Person wiederzufinden, spielte er auf die Zivilisationskrise einer Epoche an, die dem reflektierenden und handelnden Subjekt in der aufgesplitterten Gesamtheit geistiger und politischer Erscheinungen keinen sinnvollen Bezugsort anzubieten vermochte, d. h. unfähig war, die «Welt» als Totalität zu denken und darzustellen. Besonders schien ihm diese vordringlichste Sorge vollständig aus der Verantwortung der Schulphilosophie gestrichen. Insofern jedoch Mouniers Bemühen die Dynamisierung von Kräften war, deren Verantwortungswilligkeit durch die Sehnsucht nach übergreifendem Sinn in bereits vielen gemeinschaftlich Verbündeten offenlag, zeichnete es sich in erster Linie als ein pädagogisches aus. Sein großer, in *Esprit* angelegter Beitrag zum Geist der Zeit sei gewesen, sagt *Paul Ricœur* in *Histoire et Vérité*, daß er jenseits von strikt axiomatischen und methodischen Fragen den Philosophen eine *philosophische Matrix* vorgeschlagen habe, aus der sich grundsätzlich verschiedene Denkweisen und Systematisierungen entwickeln ließen.¹

Daß in einem derart umrissenen Bezirk Unschärfen ebenso Platz finden würden wie unzulängliche Systeme, die je nach Beschaffenheit zu Widersprüchen und je nach Interpretation zu Polarisierungen führen können, war unschwer abzuschätzen – es gehörte aber zum Risiko der Anlage. Das zum fünfzigjährigen Bestehen der Zeitschrift organisierte und zum Teil von weither bestrittene Kolloquium von Dourdan (30. 10.–1. 11. 82) war in der Tat ein Beispiel, wie die Vitalität der durch eine philosophische Matrix ausgelösten Bewegung sich polemisch verengen kann.² Daß aber eine Minderung des Sehfeldes nicht zwingend aus solcher Problematik und Anfechtung folgt, zeigt eindrücklich die Januar-Nummer von *Esprit* selbst, die sowohl zu einer demagogischen Absage an unbequeme Vielfalt als zu einer historisierenden Nabelschau mit Ausblendungen hätte geraten können, nun aber im Gegenteil eine gründliche und bei aller Differenziertheit stellenweise unbarmherzige Selbsteinschätzung geworden ist: *eine Bestimmung des Standorts wie*

der Gangart. Auf fast 190 Seiten untersucht ein nach Alter und Temperament sehr unterschiedlicher Mitarbeiterstab in 19 Aufsätzen voller Reminiszenzen und Reflexion Vergangenheit, Gegenwart und mögliche Zukunft der Zeitschrift und des Personalismus.

So wie die Aufgabe aus dem Selbstverständnis der heutigen Equipe gestellt werden mußte, war es undenkbar, daß der prä-sente, wenngleich eher punktuelle Bezug auf Mounier hagiographisch, exorzistisch oder inquisitorisch erfolgen konnte: jedes Element wäre, für sich genommen, sachlich falsch, und jede mögliche Kombination aller Elemente noch immer defizitär; denn es kann sich bei dieser Rechenschaftsabgabe nicht *nur* um ein paar zeitgebundene Konzepte und Optionen eines einzelnen – und sei es des Gründers – handeln: es müssen auch Inspirationsquellen und Haltungen zur Sprache kommen, welche zwar in einer einzelnen Person verankert sind, aber über sie hinausweisen.

Nun sagt der heutige Chefredaktor *Olivier Mongin*, die Lebendigkeit des Personalismus drücke sich weniger im Gleichschritt mit philosophischen Entwicklungen als in der Lebendigkeit dieser Zeitschrift aus, die «ein Raum der Intersubjektivität» sei, wie es nur ganz wenige gebe.³ Gerade die Würde der einzelnen Person, die in diesem Raum den Pluralismus begründet, begünstigt aber auch die Entscheidungsfunktion eines *primus inter pares*, der mit der Wahl aus den geschäftsweise bezeichneten Themen die Richtung einer Bewegung wenigstens skizziert. Mounier hat schon 1932 versucht, die Schwächen, welche mit den Stärken des Pluralismus sogleich zutage traten, in seine Verantwortung zu übernehmen, ohne aber je den Grundsatz des Pluralismus in Frage zu stellen.

Sein in wesentlichen Zügen von *François de Sales* inspirierter christlicher Humanismus war trotz rascher Blutauffrischung durch das Werk *Charles Péguy*s zwar beim interkonfessionellen und laizistischen Charakter der Zeitschrift nie ganz unbestritten, blieb aber in der eindrücklichen Forderung nach einer Werthierarchie, der Einheit des Menschen durch den Primat des Geistigen über das Materielle (besonders Körperliche)

¹ Paul Ricœur, *Histoire et vérité*. Dritte, vermehrte Auflage, Paris 1964, 135–163.

² Vgl. dazu: Peter Hebblethwaite, E. Mouniers Podest: Orientierung Nr. 1, 1983, 8ff.

³ Verschiedene Autoren befassen sich mit der auch atmosphärisch wichtigen Rolle dieses Raumes. Darunter gehören auch solche, die sich heute von *Esprit* distanzieren. Nicht zu vergessen ist, daß Autoren wie Albert Camus und Michel Foucault ihn zeitweilig benützen konnten.

ebenso ausgeprägt wie in der davon abzuleitenden Schwierigkeit, das Phänomen des Politischen mit seiner fundamentalen anthropologischen Diversität zu begreifen. Gerade dort, wo der Humanismus sich vor den Herausforderungen des Faschismus und Kommunismus bewähren sollte, war er, durchaus getrieben vom Willen, sich den «Ereignissen» zu stellen, einfach zu wenig gerüstet. Deswegen an den durch alle Variationen von Mouniers Denken hindurch konstanten Geboten von «authenticité-vérité» und «respect-tolérance» zu zweifeln, ist jedoch für den bekannten Mediävisten *Jacques Le Goff* völlig unannehmbar: Hätten sie Mouniers Dialogbereitschaft – selbst mit schlimmsten Gegnern – berücksichtigt, so wären B.-H. Lévy und John Hellman nicht jene simplifizierenden Karikaturen unterlaufen, die bar jeder intellektuellen Redlichkeit seien.⁴

Andere weisen allerdings reservierter in dieselbe Richtung, wie etwa *Michel Winock* – Verfasser eines minuziösen Buches über die politische Geschichte von *Esprit* –, der sich angesichts der Verurteilung des Äthiopienkriegs, des Franco-Regimes, der Xenophobie und des Antisemitismus durch die Personalisten dagegen verwahrt, daß heute aus *Esprit* einfach «eine Schule des französischen Faschismus» gemacht werde⁵; oder sie setzen, wie *J. Guérin*, die Akzente etwas anders und bedauern, daß Mounier und Jean Lacroix, von ihrem Antiliberalismus und Antiindividualismus wie gelähmt, nicht alle nötigen Konsequenzen aus der sehr früh erkannten Alternative Demokratie/Totalitarismus gezogen hätten.⁶ Es wird hier durchaus Kritik geübt, aber nie so, daß hinter Konzepten und Optionen die Infrastruktur der Herkunft und Haltung eines Autors verschwindet: elementarer Topos der Geschichtsschreibung.

Paul-Ludwig Landsberg (1901–1944)

Aus einem weiteren Grund läßt sich die Bewertung des Personalismus nicht mit einer Kritik an Mounier erschöpfen. Paul Ricœur erinnerte schon vor über dreißig Jahren an einen Mann, der für die Entwicklung der *Esprit*-Bewegung fast ebenso wichtig gewesen sei wie Mounier selbst: *Paul-Ludwig Landsberg*.⁷ Der junge deutsche Philosoph, Schüler Max Schelers, der nach der Ausreise aus Deutschland 1933 und auf der Flucht vor dem spanischen Bürgerkrieg 1936 für kurze Zeit zur Equipe von *Esprit* stieß, von Pau aus nach Oranienburg deportiert wurde und dort 43jährig starb, brachte andere Voraussetzungen mit als seine französischen Kollegen. Und wenn Mounier eine gewissermaßen intravenöse Wirkung ausübte, so wäre die Landsbergs als subkutan zu bezeichnen; auch in dem Sinn, daß sie langsamer und gleichsam prospektiv war und ist. Landsbergs Denken wurde geprägt von den Erfahrungen des staatlichen Niedergangs und Verkommens in der Weimarer Republik und im nazistischen Faschismus, vom Erlebnis der Difformität der Welt. Kein anderer des *Mouvement* hat die menschliche Zerbrechlichkeit, Körperlichkeit, Schwäche mit allem, was sie mit sich bringen an Fragen über Sexualität, über Tod oder gar Selbstmord, so intensiv thematisiert wie er. Keiner hat in der politischen Reflexion sensibler und rascher den Zerfall der Sprache aufgespürt und deutlicher mit der ästhetischen Kategorie der Formgebung einer Sprache ohne Lüge auf die Diffor-

mität zu antworten gesucht. Die Nähe zu *Walter Benjamin* ist hier augenfällig. Diese Untrennbarkeit von ästhetischer und politischer Reflexion, wie wir sie in seinem Gefolge ähnlich bei *Georges Bataille* sowie bei Mouniers Nachfolgern *Albert Béguin* und *Jean-Marie Domenach* finden, ist ein Maß für den Realitätsgrad der durchlebten Krise. Das gilt ebenso für die Gottesvorstellung, die, obwohl der Mensch auch an ihr als Person Gestalt gewinnt, stets die Spuren der ursprünglichen Difformität mitführt, und zwar gleichgültig, ob sich diese Vorstellung an Augustinus, Pascal oder an spanischen Mystikern orientiert oder aber in die Nähe jenes Denkens gerät, wie es später der jüdische Philosoph *Emmanuel Lévinas* in einem umfassenderen Sinn formuliert hat. Die Frage nach dem Sinn der Geschichte behandelte Landsberg folgerecht mit äußerster Vorsicht, und wenn er die Personalisten Frankreichs zur politischen Aktion aufrief, so weil die Handgreiflichkeit seines Erlebens nicht nur jeden «salesianischen» Dualismus, sondern ebenso jeden idealistischen Diskurs über den Frieden und jede pazifistische Illusion zerstört hatte.

Wie sehr und in welchem Sinne das Phänomen Landsberg besonders seit ein paar Jahren für den *Mouvement Esprit* zukunftsweisend ist, weil in der dynamischen Kongruenz von Haltung und Konzept beispielhaft, läßt sich vor allem am zentralen Beitrag von *Paul Ricœur* ablesen, der die Lebenschancen eines «intersubjektiven Raums» vor dem Hintergrund philosophiegeschichtlicher Veränderungen in den letzten Jahrzehnten neu beurteilt.⁸

Den Tod von Mouniers Denken als eines systematisierten «Ismus» sieht Ricœur zunächst begründet in der konzeptuellen Unterlegenheit des Personalismus, der nie an die Komplexität von *Sartres* oder *Merleau-Pontys* Existentialismus oder von *Gramscis* und *Althusser's* Marxismus heranreicht. Diese von Mounier so lange für dauerhaft gehaltene «Ismen»-Konstellation ist sodann insgesamt in den sechziger Jahren vom Strukturalismus als Triade trügerisch gemacht und relativiert worden, nämlich als Variationen desselben Humanismus. Dazu kam eine starke, von Nietzsche inspirierte Bestreitung absoluter Werthierarchien, auf die Teile der ersten *Esprit*-Generation, vor allem aber Mounier (in Anlehnung an *Jacques Maritain*) alle moralischen Wechselfälle und historischen Ereignisse letztlich glaubten beziehen zu können. Der Nihilismus hat zur Entwurzelung mancher Personalisten und zum Angriff auf eine vertikale Transzendenz sowohl in ihrer christlichen wie agnostischen Lesart mit Heftigkeit beigetragen.

Wahrnehmung der Krise und Engagement

Statt einfach zu bedauern, gelingt es nun Ricœur, diese Gefährdung des Personalismus als eine Art rüder Hygiene nachzuweisen, die es nötig macht, der *Person* einen neuen oder wenigstens klareren Standort zuzuweisen. Im Vergleich zu den Begriffen des *Bewußtseins* (als Transparenz von Freud zur Illusion verurteilt), des *Subjekts* (von der Ideologiekritik der Frankfurter Schule arg zugerichtet) und des *Ich* (als Schwächezeichen eines theoretischen Solipsismus erkannt) – ist die *Person* durchaus lebensfähig. Aber wie ohne Unterstützung des Personalismus von ihr reden? So, daß der erkenntnistheoretische Status dessen, was Ricœur eine «Haltung» nennt, derart präzise gefaßt wird – er unternimmt es in subtiler Reflexion –, daß ein Begriff durch einen anderen erhellt wird und sich schließlich mit ihm verbinden läßt.⁹

Konkret kann die Person z. B. gekennzeichnet werden durch die Idee der *Krise*: Meine Situation als Krise wahrnehmen heißt, meine «Stellung im Kosmos» (Scheler) nicht kennen;

⁴ Jacques Le Goff, *Totalité et distance. Spirituel et politique dans la réflexion de Mounier*: *Esprit* Nr. 73, Januar 1983, S. 5–21. Le Goff bezieht sich in seiner Kritik auf die Veröffentlichungen von Bernard-Henri Lévy und John Hellman, in denen sich diese mit der Beziehung Mouniers und seiner Zeitschrift zum Faschismus beschäftigen: Bernard-Henri Lévy, *L'idéologie française*. Paris 1980; John Hellman, *Emmanuel Mounier and the New Catholic Left 1930–1950*. Toronto–Buffalo–London 1981. Vgl. außerdem die Antworten auf B.-H. Lévy in *Esprit* Nr. 53, Mai 1981, S. 3–42.

⁵ Michel Winock, *De l'intérieur et de l'extérieur*: *Esprit* Nr. 73, Januar 1983, S. 140–144. Vgl. außerdem vom gleichen Verfasser: *Histoire politique de la revue Esprit (1930–1950)*. Paris 1975.

⁶ Jeanyves Guérin, *Entre le socialisme idéal et le communisme réel (1945–1952)*; ebenda S. 57–72.

⁷ Olivier Mongin, *Paul-Louis Landsberg: personnalisme et mystique*; ebenda S. 29–34; außerdem die Bio-Bibliographie auf S. 35.

⁸ Paul Ricœur, *Meurt le personnalisme, revient la personne*; ebenda S. 113–119. (Als Vortrag gehalten am Kolloquium von Dourdan).

⁹ Paul Ricœur, ebenda S. 116: er stützt sich hier auf die *Logique de la philosophie* von Eric Weil, ein Werk, das im deutschen Sprachraum noch nicht die gebührende Beachtung gefunden hat.

mich als de-plaziert erfahren, hilft feststellen, was Ricœur nun eben «attitude-personne» nennt. Gleichzeitig mit der Klarheit meiner Stellung im Kosmos verschwinden auch die stabilen Werthierarchien, dafür begegne ich dem Unerträglichen (l'in-tolérable); in der Krise erfahre ich die Grenze meiner Toleranz; und in der Empfindung des Unerträglichen legt mir dann die Krise die Erkenntnis der Wertstrukturen eines bestimmten historischen Momentes nahe.

Als zweites Kriterium der «attitude-personne» gesellt sich neu das *Engagement* zur Krise. Gemeinsam mit einer Abstufung von Präferenzen schafft es, was man im Hegelschen Sinn eine *Überzeugung* nennen kann: In der Überzeugung riskiere und unterwerfe ich mich. Ich wähle, aber ich weiß, ich kann nicht anders. Ich nehme Stellung, ergreife Partei und *erkenne so*, was – größer, dauerhafter, würdiger als ich – mich zum insolventen Schuldner macht. Die Überzeugung ist die Replik auf die Krise: Mein Platz ist mir angewiesen, die Abstufung von Präferenzen verpflichtet mich; das Unerträgliche holt mich aus der Rolle des Flihenden oder des desinteressierten Zuschauers heraus.

Ricœur weiß, daß er damit keine Philosophie entwirft, sondern selber eine Haltung artikuliert, die noch manche Probleme offenläßt: der Sprache, der Ethik, der Politik. Wenn er sagt: «Meure le personnalisme, revienne la personne», so tut er es aus einer Perspektive der Bescheidenheit; denn «wir sind jene Bewegung, welche in Bewegung gesetzt wird durch eine Haltung, die sieht, daß sie das Niveau der Überzeugung nicht übersteigt».

Was diese Haltung mit ähnlichen ändern, wie der Landsbergs gemeinsam hat, die ihre Gestalt aber nicht auf gleiche Art um den Pol Krise/Überzeugung kristallisieren, ist der durchdachte Tribut an die Situation des «événement», die keine strikte Verbindlichkeit stets identischer Wertordnungen zuläßt. Daher wohl die Kontinuität der Achse Landsberg–Ricœur in der neueren Entwicklung von *Esprit*.

Am Schluß dieses vereinfachenden und selektiven Überblicks¹⁰ soll deshalb in analoger Perspektive ein Hinweis stehen auf die großen Artikel der beiden Hauptverantwortlichen von *Esprit*, *Olivier Mongin* und *Paul Thibaud*; beide stellen sich der bren-

¹⁰ Außerdem wäre noch auf die Beiträge von Michel Crépu, Paul Dumouchel, Jean-Marie Domenach, Jean-Michel Besnier, Michel Crozier und Jean Levastel hinzuweisen.



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebnetter, Mario Iv. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1982/83:

Schweiz: Fr. 33.- / Halbjahr Fr. 18.- / Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 39.- / Halbjahr DM 22.- / Studenten DM 28.-

Österreich: öS 300,- / Halbjahr öS 170,- / Studenten öS 200,-

Übrige Länder: sFr. 33.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20,-

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

nenden Frage des Sinnzerfalls, der eine mehr der ethischen, der andere mehr der religiösen Komponente.¹¹ Die im Rückblick gelegentlich heftig geübte Kritik ist von großer Loyalität getragen und schließt eine Selbstkritik ein, die sogleich als Verpflichtung formuliert wird. So wie Mounier die Schwäche des intersubjektiven Raums in seine Verantwortung genommen hat, so versucht *Esprit* heute daraus eine – ebenso banale wie schwierige – Stärke zu machen: Ethik und Glaube «ex eventu», Überzeugungen, die aus *wirklichen* Krisen stammen.

Nach Auschwitz und Archipel Gulag

Die Revolution sittlicher Wertvorstellungen, der Schock des Hedonismus, das Verschwinden einer kollektiven Moral, die Massengesellschaft sind in der Tat Phänomene, vor denen ein zu einfaches Menschenbild versagt und denen nicht beizukommen ist mit der üblichen Wertrhetorik oder mit pädagogischem Voluntarismus. Schwerwiegender noch: Nach Auschwitz und dem Gulag sollte man wahrnehmen, daß sich das 20. Jahrhundert die Erfahrung der Brutalität und der Sinnlosigkeit nicht erspart hat. Eine Ethik muß sich heute diesen Abgründen aussetzen und ist viel weniger ein Aufstieg zum Guten als ein Abstieg in die Hölle des Bösen und der Sinnlosigkeit. Schon im bloßen, aufrechten Hinschauen, selbst im Blick auf die Untiefen der ebenso gegenwärtigen Trivialität übt man Solidarität und Erkenntnis in einem, ohne die Theologie des Sinnes mit ihrer progressiven Vision der Geschichte zu zitieren, ohne Nostalgie auch, ohne Teleologie, aber auch ohne nihilistisches Abdriften.

Das braucht Mut und oft Tapferkeit; denn die Versuchung, überall Sinn zu geben, könnte ein Schwächezeichen sein, eine implizite Angst vor der Leere und vor der Unmenschlichkeit des Menschen. Solche Einsicht rührt freilich auch an die Sprache, die wir sprechen, und ihre oft falsche Fülle, welche eine authentische Verbindung mit der Krise hintertreibt. Zusammen mit der Not des christlichen Wortes bedeutet die heutige Not religiöser Glaubensformen vielleicht, daß jede Wahrheit grundsätzlich vor Grenzen steht; nur wenn sie diese Grenzen anerkennt, auf den Bezug zu einer Idee der Totalität verzichtet, ermöglicht sie das Entstehen anderer Wahrheiten und anderer auf sie bezogener Akte, in denen die Krise eingezeichnet ist und mit denen sich dadurch neue Horizonte öffnen lassen. Noch einmal stoßen wir so auf das von Ricœur aktualisierte Denken Landsbergs, welches in mancher Hinsicht eine weitere Fortsetzung fand in der Geschichtsphilosophie des Tschechen *Jan Patočka*, der in letzter Zeit die Equipe von *Esprit* stark beschäftigt¹² – nicht bloß, weil er über 30 Jahre nach dem jungen Deutschen seinen Mut mit dem Leben bezahlte und als Sprecher der Charta 77 unter den Händen der Staatspolizei an einer Hirnblutung starb.

So enthüllt die Besinnung dieser Nummer von *Esprit* neben sehr viel anderem einen Weg der Zeitschrift, der von gelegentlich allzu globalen Erklärungs- und Therapieversuchen zur radikalen Armut der Diagnose führte: ein durch «Überzeugung» gefestigter Prozeß. Was man nicht gerade Magersucht, eher Elementarismus der Ehrlichkeit nennen könnte, verträgt sich zwar mit keiner Doktrin – verträge sich indessen leicht mit etwas mehr Denk- und Darstellungsdisziplin, als gewisse Artikel oder Passagen vermuten lassen. Daß aber das Beste an der Rechenschaft, die Seismographie der Krise, einen heute fast einzigartigen Platz schafft für komplexere Konzepte – um die *Esprit* seit Mounier sich immer wieder bemühte – kann eigentlich nur bezweifeln, wer der Beschränkung keine Kraft und der Redlichkeit keine Phantasie zutraut. *Beat Schmid, Zollikon*

¹¹ Olivier Mongin, Les infortunes du sens et de la vertu: ebenda S. 152–167; Paul Thibaud, Le christianisme d'Esprit, ferment ou latence: ebenda S. 168–188.

¹² Vgl. Jan Patočka, Essais hérétiques sur la philosophie de l'histoire. Paris 1981. Mit einem Vorwort von Paul Ricœur und einem Nachwort von Roman Jakobson.

AZ

8002 Zürich